

1. Einleitung

Umriss des Forschungsvorhabens

Wertorientierungen sind eines der ursprünglichsten Konzepte des Faches Soziologie, um soziales Handeln zu erklären (Weber, 2000 [Erstveröffentlichung 1904]; Durkheim, 1988 [Erstveröffentlichung 1893]). Nachdem durch Systemtheorie und Rational Choice basierte Handlungstheorien das strukturfunktionalistische Paradigma (Parsons, 1964) aus dem Mainstream der Disziplin verdrängt wurde, fiel auch die Beschäftigung mit Wertorientierungen in einen „Dornröschenschlaf“ (Hitlin & Piliavin, 2004).

Erst nachdem der soziologische Befund eines gesellschaftlichen Wertewandels (Inglehart, 1977) auch in der gesellschaftlichen Diskussion prominent in den Vordergrund rückte, erlebte das Konzept der Wertorientierungen im sozialwissenschaftlichen Diskurs der letzten Jahrzehnte eine breite Renaissance. Auch die Frage, ob und wie Werte als integrierende Elemente ganzer Gesellschaften dienen können (vgl. Joas, 2006) rückte das Konzept stärker ins öffentliche Bewusstsein. Die Wiederentdeckung der Thematik in der Soziologie und Politikwissenschaft basierte aber weniger auf der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Materie, sondern auf großen Fortschritten in der theoretischen Konzeption und methodischen Messbarkeit von Wertorientierungen in benachbarten Disziplinen wie der Sozialpsychologie (z.B. Schwartz, 1992).

Die soziologische Beschäftigung mit Wertorientierungen als gedankliche Modelle des „Wünschenswerten“ (Kluckhohn, 1951; vgl. auch Bardi & Schwartz, 2003) ging ursprünglich davon aus, dass individuelle Wertorientierungen im Lebensverlauf erst während der Adoleszenz konsistente Strukturen annähmen und dann auch im weiteren Lebensverlauf relativ stabil blieben (Inglehart, 1977). Die Rezeption entwicklungspsychologischer Arbeiten über die Entstehung von Selbstreflexionsfähigkeit im frühen Kindesalter (z.B. Harter, 1996) führte jedoch dazu, dass die Wertestruktur in der mittleren Kindheit jetzt auch in den Fokus empirischer Untersuchungen rückte (Boehnke & Welzel, 2006; Döring, 2008). Die Ergebnisse neuerer soziologischer und politikwissenschaftlicher Veröffentlichungen deuten darauf hin, dass konsistente Wertorientierungen schon bei älteren Kindern nachweisbar sind (Abendschön, 2010; Hermann et al., 2010; Hermann, 2013). In der Persönlichkeitspsychologie ist hierzu bereits eine längere Tradition der Auseinandersetzung mit kindlichen Wertorientierungen¹ vorhanden, die sogar schon die Altersspanne der mittleren Kindheit in den Fokus stellt (Bubeck & Bilsky, 2004; Boehnke & Welzel, 2006; vgl. auch Döring et al., 2015).

¹ „Kindliche“ Wertorientierungen sollen hier und in der weiteren Arbeit als Wertorientierungen von Kindern verstanden werden, nicht als „kindische“ oder „unreife“ Wertorientierungen, die durchaus ja auch erwachsene Menschen besitzen können.

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit untersucht die Frage, ob konsistente Strukturen von Wertorientierungen bereits zu Beginn der Grundschule empirisch nachweisbar sind. Hier lassen die aktuelleren empirischen Befunde und theoretischen Fortschritte erwarten, dass Wertorientierungen schon zu Beginn der mittleren Kindheit strukturiert vorliegen. Als offene Frage bleibt jedoch, welcher Art diese Strukturen sind.

Weiter soll geklärt werden, ob über die Zeit bereits eine Stabilität in den individuellen Werthaltungen aufgefunden werden kann oder ob sich Entwicklungen abbilden. Inglehart (1977) geht zwar davon aus, dass Wertorientierungen nach ihrer Ausbildung größtenteils stabil bleiben, aber schon bei Erwachsenen wurde die Veränderbarkeit individueller Wertpräferenzen durch externe Einflüsse nachgewiesen (z.B. Klages, 1985). Gerade bei Kindern scheint eine noch stärkere Beeinflussbarkeit der Werthaltungen durch biographische Erfahrungen zu erwarten. Eine Erklärung soll aber auch eine entwicklungspsychologische Perspektive mit einbeziehen.

Diese stärker (entwicklungs-) psychologischen Fragestellungen entwickeln soziologische Relevanz, wenn man sie im Rahmen von ungleichheitsorientierten Ansätzen zur Sozialisation von Wertorientierungen in der Familie betrachtet (Kohn, 1981; Bourdieu, 1987; Stewart et al., 1999). Wenn also Wertestrukturen bei Kindern zu Beginn der Schulzeit zu identifizieren sind, steht zu erwarten, dass sie durch familiäre Struktur- und Prozessmerkmale beeinflusst werden. Die Untersuchung der Einflusspfade der Merkmale der Herkunftsfamilie auf die Wertorientierungen der Kinder kann sich dabei auf eine breite Forschungslage stützen.

Im Fall der primären Sozialisation präferieren demnach Eltern je nach Schichtzugehörigkeit, Bildung, beruflicher Stellung oder Ethnizität bestimmte Werte für ihre Kinder stärker und andere schwächer. Diese Präferenzstrukturen werden dann über elterliche Wertorientierungen und familiäre Prozessmerkmale wie divergierende Erziehungs- oder Lebensstile an die Kinder weitervermittelt (Schönpflug, 2001; Rohan & Zanna, 1996; Luster et al., 1989). Gleichzeitig werden die Kinder auch direkt durch die objektiven Lebensumstände ihres Herkunftsmilieus beeinflusst. Wie Inglehart (1977) festgehalten hat, kann die (Nicht-) Befriedigung individueller Bedürfnisse so zu einer besonderen Wertschätzung knapper Ressourcen führen, was ebenfalls in schichtspezifischen Ausprägungen von Wertorientierungen resultiert.

In der vorliegenden Arbeit soll die Ausprägung von Werten in der mittleren Kindheit unter Rückbezug auf ihre soziale Bedingtheit durch die Struktur- und Prozessmerkmale der Herkunftsfamilien empirisch untersucht werden. Die Ergebnisse der Arbeit dienen also nicht nur der entwicklungspsychologischen Beleuchtung des Ursprungs, der Struktur und Entwicklung von kindlichen Wertorientierungen, sondern können auch einen Beitrag zur ungleichheitsorientierten Sozialisationsforschung leisten.

Die Untersuchung dieses thematischen Feldes birgt dabei besonders durch die empirische Messung von Wertorientierungen bei Kindern mehrere Schwierigkeiten. Neben der theoretischen Frage, ob in der mittleren Kindheit überhaupt schon konsistente Strukturen von Wertorientierungen vorhanden sein können, stellt vor

2. Werte und Wertorientierungen

2.1. Werteforschung: Traditionen, Definitionen und Strukturen

Bei einer Durchsicht der Forschungstraditionen und Begriffsdefinitionen aller mit Werten und Wertorientierungen beschäftigten wissenschaftlichen Disziplinen fällt eine große Mannigfaltigkeit ins Auge, die auch durch die Vielzahl von Überblicksartikeln dokumentiert wird, die sich an Historisierungen und systematischen Definitionen des Wertebegriffs versuchen (z.B. Hitlin & Piliavin, 2004; Eccles & Wigfield, 2002; Rohan, 2000; Spates, 1983). Dieser Umstand zwingt für die vorliegende Arbeit, im Rahmen der Fragestellung nicht fruchtbar zu machende Konzepte aus der Betrachtung auszuschließen. So wird die pädagogische Tradition von Werten als „Sollvorstellungen“ (Dickmeis, 1997, S. 3) von der Untersuchung ausgenommen. In dieser normativ-affirmativen Definition werden individuelle Orientierungen, die nicht in den Rahmen des zwischenmenschlich und gesellschaftlich Wünschenswerten einzuordnen sind, als Gegenstand zu wenig berücksichtigt. Auch die Beschäftigung mit Normen im Rahmen der Philosophie (z.B. Joas, 1999) soll hier unbetrachtet bleiben, die historische Einordnung und definitorische Übersicht soll sich auf die theoretische und empirische Auseinandersetzung mit Werten und Wertorientierungen in den Sozialwissenschaften beschränken. Allerdings wird auch hier nicht der Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, die Auswahl orientiert sich am Potenzial der Konzepte für die vorliegende Arbeit. So werden auch Ansätze, vornehmlich aus der Motivations- und pädagogischen Psychologie, die Werte als Eigenschaften von Objekten oder Situationen definieren (z.B. Atkinson, 1957; 1975; Hidi & Baird, 1986; Deci & Ryan, 2002) oder den Wertebegriff als subjektive „task values“ (Wigfield & Eccles, 1992) für Valenzen bestimmter Bereiche oder Aufgaben nutzen (Wigfield & Eccles, 2000) an dieser Stelle nicht näher betrachtet. Im Folgenden stehen die Hauptstränge der Auseinandersetzungen mit Werten und Wertorientierungen in Soziologie und (Sozial-) Psychologie im Fokus, die Werte als transsituative Eigenschaften von Personen und Kulturen definieren.

Neben der Vielzahl an Antworten auf die Frage, was Werte und Wertorientierungen inhaltlich formal bezeichnen, besteht eine ebenso große Anzahl von mannigfaltigen Lösungsansätzen auf die Fragen, welche Wertorientierungen tatsächlich relevant sind. Wie sich verschiedene Werte und Wertorientierungen zueinander verhalten. In welchen Relationen sie zueinander stehen. Ob sie entlang einer Dimension nach Wichtigkeit anzuordnen sind oder ob sie in mehreren Dimensionen vorliegen, die sich entweder ausschließen oder eine Synthese eingehen können.

Der Vorstellung der einschlägigen Forschungstraditionen in Soziologie und Psychologie soll eine erste Differentialdefinition vorangestellt werden, die für die vorliegende Untersuchung entscheidende Wichtigkeit besitzt - die Unterscheidung zwischen Werten und Wertorientierungen. Der Begriff ‚Werte‘ soll im Folgenden im Gegensatz zum Begriff ‚Wertorientierungen‘ als abstraktes und höherdimensionales Konzept des Wünschenswerten definiert werden, wie es institutionalisiert in kulturellen Werten auf

der Ebene ganzer Gesellschaften oder Kulturen vorliegt. Auf der individuellen Ebene sollen auch grundlegende Basisorientierungen, die mehrere einzelne Wertorientierungen umfassen als ‚Werte (-dimensionen)‘ bezeichnet werden. ‚Wertorientierungen‘ bezeichnen dagegen die auf der individuellen Ebene messbaren und handlungsrelevanten Ausprägungen von auf Werte bezogenen Orientierungen (vgl. Klages, 1992, S. 32; Hermann, 2003, S. 53).

2.1.1. Werteforschung in der Soziologie

In der Soziologie können die Ursprünge des Wertekonzepts bei vielen Klassikern des Faches entdeckt werden. So sieht z.B. schon Durkheim (1988 [Erstveröffentlichung 1893]) in sich ausdifferenzierenden Gesellschaften einen Wandel der Basis gesellschaftlicher Integration vor sich gehen. Nicht mehr geteilte Werte und Überzeugungen, das so genannte *Kollektivbewusstsein*, stellen die gesellschaftliche Stabilität sicher, sondern die *organische Solidarität*, eine auf gegenseitiger Leistungsabhängigkeit arbeitsteilig spezialisierter Akteure beruhende Integrationsform (Schimank, 2000, S. 35).

Max Weber 1922

Max Weber (1976; 2000 [Erstveröffentlichungen 1904; 1922]) konzeptioniert Werte als Letztbegründung für wertrationale Handlungen im Rahmen seiner Handlungstheorie. Dabei stellt er die Rationalität wertrationalen Handelns durch Betonung des Eigenwerts der Handlung zweckrationalem Handeln gegenüber, bei dem Handlungsalternativen zur Erreichung eines Ziels abgewogen werden (Kroneberg, 2007, S. 215). Demnach verhalten sich Menschen „(...; MV) wertrational: durch bewußten Glauben an den – ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten Eigenwert eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg, (...; MV) ohne Rücksicht auf die vor auszusehenden Folgen.“ (Weber, 1976, S. 12)

In einer makrosoziologischen Perspektive sieht Weber in modernen Gesellschaften Bereiche ausdifferenziert, in denen recht autonom bestimmte Konzepte als Orientierung dienen, die „Wertsphären“ (Schimank, 2000, S. 57 f.). Werte werden hier also als Maßstäbe des Wollens in diesen gesellschaftlichen Teilbereichen konzipiert, sie dienen der Zwecksetzung. Das Streben der Individuen orientiert sich – in okzidentalen Gesellschaften umgesetzt über die rationale Wahl der Mittel – an dem in der jeweiligen „Wertsphäre“ dominanten Zweck (nach Schimank, 2000, S. 59 f.):

- *Politik*: Streben nach Macht
- *Wirtschaft*: Streben nach Gewinn
- *Wissenschaft*: Streben nach Wahrheit